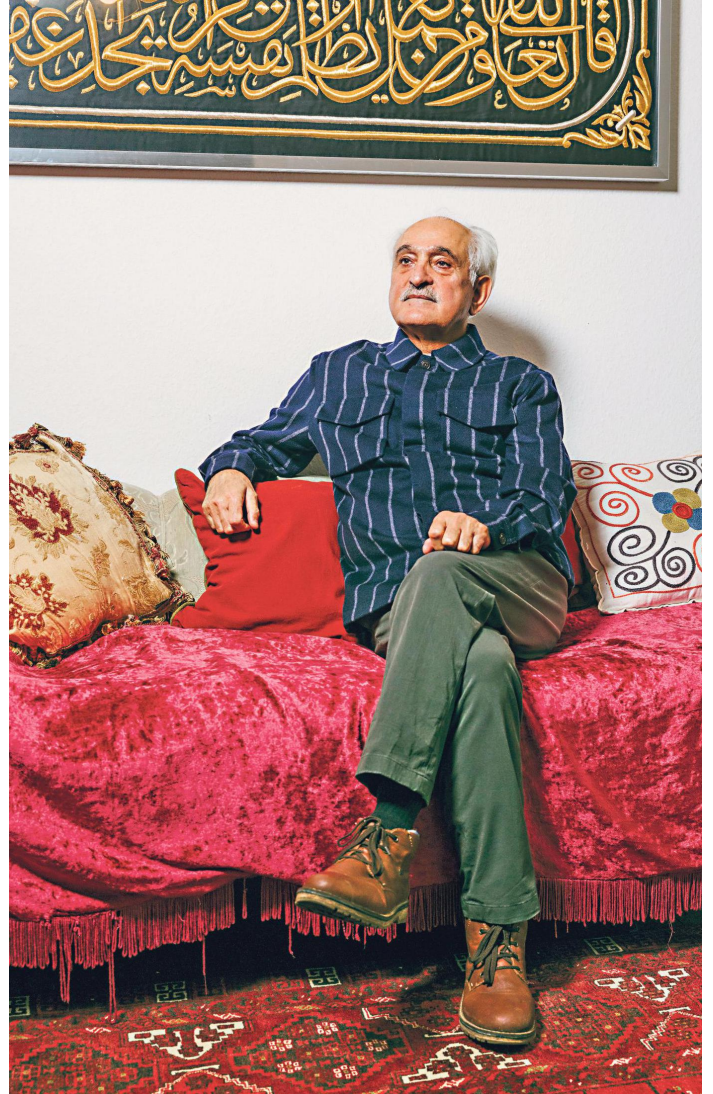




Anwalt Aarash Spanta in Berlin, rechts sein Vater Rangin Dadfar Spanta in der Aachener Wohnung, in der er seit einigen Monaten wieder mit seiner Frau lebt

DAS HEIMATLOS

Aarash Spanta war ein Kleinkind, als seine Eltern mit ihm Afghanistan verließen. Er wurde Anwalt in Berlin, sein Vater ging zurück und wurde Außenminister. Nun herrschen die Taliban – und Spantas Familie wird wieder mal in die großen Dramen der Weltpolitik hineingezogen

Von Marc Neller und Sascha Lübke Fotos: Marlene Gawrisch

Verwandlung und
Verhandlung:
Aarash Spanta am
Verwaltungsgericht
Berlin

A

An einem Morgen ohne Farbe öffnet Aarash Spanta im Verwaltungsgericht Berlin, Raum 3101, eine braune Ledertasche und bereitet seine Verwandlung vor. Spanta fängt ein schwarzes Bündel Stoff aus der Tasche, schüttelt es glatt und stellt sich vor eines der großen Sprossenfenster, das Gesicht nach draußen gerichtet, den Rücken zum Saal.

Drei Stockwerke unter ihm schlurften Männer in Arbeitsanzügen mit plärrenden Laublässern über den Gehsteig. Auf der anderen Straßenseite steht ein Mann auf einem der Altbaukalkone und raucht. Spanta ignoriert sie wie alles, das ihn von seinem Ritual ablenken könnte, wie er später sagt. In einer fließenden Bewegung lässt er seinen linken Arm in das schwarze Stück Stoff gleiten, dann den rechten, dann schließt er die Knöpfe über seiner Brust.

Einen Augenblick steht er reglos, ein Schatten in fahlem Gegenlicht, bevor er sich umdreht, zu seinem Stuhl schreitet und seinen Platz einnimmt. Ein Anwalt, der in der Ordnung des deutschen Rechtswesens eine Heimat gefunden hat, bereit, seine Aufgabe zu erledigen.

Seine Aufgabe an diesem Tag ist die Verwaltungsstreitsache Aziz Ahmad Mahmoudi gegen die Bundesrepublik Deutschland. In Raum 3101 sitzen eine Richterin, der Rechtsanwalt Spanta, sein Mandant, ein Übersetzer. Sie verhandeln das Leben eines Mannes, der vor 14 Jahren seine Heimat verließ, Afghanistan, aus Angst vor den Taliban. Als er loszog, war er gerade volljährig und hatte sein Abitur gemacht. Aus den Akten ergibt sich, dass er zwar irgendwann in Europa gelandet, bis heute aber nirgends angekommen ist. Mahmoudi reiste durch Griechenland, Frankreich, Italien, lebte unter Brücken, wurde ausgeraubt, zog weiter. Irgendwann kam er nach Deutschland, nach Berlin. Das Gericht muss nun entscheiden, wer für ihn zuständig ist, Italien, wo er im Jahr 2013 Asyl beantragt hat, oder Deutschland.

Die Richterin stellt Fragen, der Übersetzer übersetzt, Mahmoudi antwortet, Spanta mischt sich ein, um Hintergründe und Abläufe zu erklären. Die Masken über ihren Nasen und Mündern dämpfen ihre Stimmen. Es dauert 74 Minuten, bis die Richterin ein Protokoll in ihr Diktiergerät spricht, die Verhandlung schließt und die Existenz eines Menschen gewogen ist.

„Das ist schon alles traurig“, sagt Spanta, als er wenig später das Gericht verlässt und sich eine Zigarette anzündet. Er wird diesen Satz in den kommenden Wochen noch oft sagen. Aziz Ahmad Mahmoudi muss nach Italien zurück. Es ist einer von mehr als tausend Fällen, die sich in Spantas Büro in roten Aktenmappen stapeln. Ein weiteres Leben, das ihm zu nahe geht. Spanta sagt, es falle ihm zunehmend schwer, seine Arbeit auf Distanz zu halten. Seine Mandanten sind Männer und Frauen aus Afghanistan wie er, heimatos geworden wie er.

Im vergangenen Sommer haben die USA und ihre westlichen Verbündeten nach 20 Jahren den Versuch abgebrochen, aus Afghanistan eine Demokratie nach ihrem Vorbild zu machen. Die Taliban übernahmen die Macht. In aller Welt zeigten Medien die Bilder von Menschenmassen, die sich zum Flughafen in Kabul schoben, getrieben vom Willen, es irgendwie in eines der letzten Flugzeuge zu schaffen, die das Land noch verließen. Einige klammerten sich unter die Tragflächen und fielen kurze Zeit später aus dem Himmel.

Seither hat Spanta wieder einmal das Gefühl, dass alles zusammenhängt. Sein Leben und die Weltpolitik, die Geschichte seiner Familie, seiner Mandanten und die Geschichte Afghanistans. Immer wenn sich dort in den vergangenen fast 50 Jahren eines der großen Dramen abgespielt, wurde seine Familie hineingezogen.

Nun streift sein Vater, Außenminister und nationaler Sicherheitsberater Afghanistans außer

Diensten, in Aachen durch eine Wohnung mit hohen Decken. Fast zwei Jahrzehnte hat er mit vergitterten Fenstern und gepanzerten Türen gelebt, ohne seine Frau, ohne die Kinder. Er war dem Tod einige Male so nahe wie dem Leben. Nun zerrt die Frage an ihm, ob er sein Leben für eine Illusion geopfert hat.

Spantas Mutter schluckt schwer an ihren Tränen, wenn sie in derselben Wohnung von ihrer Kindheit, ihrer Mutter und ihren Schwestern erzählt. Neun Frauen, die Todesangst auf mehrere Kontinente verteilte.

Und Aarash Spanta, Sohn und Anwalt, muss einsehen, dass die Vergangenheit für ihn nie ganz vergangen ist.

1 DER FERNSEHER DER NOMADEN

Als Aarash Spanta die Tür einer Altbauwohnung im Norden Berlins aufschließt und sie einen Spaltbreit öffnet, hört er das Kratzen von Krallen auf glatten Holzdielen, im nächsten Moment steht ein sehr kleiner Dackel vor ihm. „Is' gut Lila“, sagt Spanta. Mit einer Hand zieht er den Schlüssel ab, mit der anderen balanciert er drei dampfende Pizzakartons durch den Spalt.

Es ist ein Freitagabend im vergangenen Herbst, kurz vor neun. Spanta kommt aus der Kanzlei, die Kinder sind übers Wochenende da, Sohn und Tochter, beide Teenager. Er läuft ins Wohnzimmer, durchmisst ein Spalier aus Kisten und Schachteln, „alles ein bisschen chaotisch im Moment“. Seine Frau und er hätten sich getrennt, sie sei kürzlich ausgezogen. Er sagt es so leise, als spräche er zu sich selbst.

Spanta stellt die Pizzakartons auf einem Esstisch aus Holz ab, holt Gläser aus der Küche, schenkt sich Rotwein ein und holt die Vergangenheit zurück. Die Geschichte seines Lebens, wie er sie erzählt und später auch seine Eltern, handelt von einer Entwurzelung in mehreren Etappen.

Spanta wurde im Juni 1975 in Herat geboren, einer Hauptstadt der frühen persischen Hochkultur. Er war ein Ereignis, Aarash Dadfar Spanta, erster Sohn des ersten Sohnes, Stammhalter einer 1200 Jahre alten Dynastie. Sein Großvater herrschte über ein weites Tal im Distrikt Karuch, etwa 70 Mitglieder seines Clans lebten zusammen in einer Festung aus Lehm, Blick auf die gewaltigen Ausläufer des Hindukusch.

Sein Vater war dort aufgewachsen, seine Mutter in Herat, etwa eine halbe Stunde Autofahrt über Pisten voller Schlaglöcher entfernt. Aarash Spanta brachte seine ersten Jahre mal hier, mal dort mit Eltern, die sich jung kennengelernt, verliebt und geheiratet hatten. Sie waren Anfang 20 und träumten von einer linken Weltrevolution. Wie die jungen Deutschen und Amerikaner, die mit bunt ange malten Bussen nach Afghanistan kamen. Wie außerdem viele ihrer Bekannten, mit denen sie nächstelang im Schneidersitz über eine ideale Zukunft diskutierten.

Aarash Spanta war drei, als er zum ersten Mal eine Heimat verlor. Kurz nach seiner Geburt war der Vater in die Türkei gegangen, um dort Politikwissenschaften zu studieren. Er hatte ein Stipendium bekommen, es war Teil eines großen Plans. Der Vater wollte den Lauf der Geschichte beeinflussen, er wollte seinen Beitrag leisten, einen modernen Staat zu formen, der Frauen achtete und freie Wahlen abhielt. Allerdings war die politische Lage im Land wackelig. Der letzte König war gestürzt, die Demokratische Volkspartei in zwei Lager aus Kommunisten zerfallen, die sich beharrt und wieder verbündet hatten. Nun bereiteten sie einen Staatsstreich vor. Also holte der Vater seine Frau und das Kind nach Ankara.

„Das war 1978“, sagt Spanta an seinem Wohnzimmer.

Die Familie lebte in einem Außenbezirk, Souterain, ein Zimmer, Küche, Bad, hinter dem Haus nur

Felder. Spanta spielte mit den Nachbarskindern auf der Straße. Ein Freund des Vaters brachte einen gebrauchten Schwarzweißfernseher, ein Fenster zur Welt, eine Verbindung zur Heimat. Wenn das Bild flimmerte und der Vater versuchte, die beiden Metallantennen auszurichten, gab seine Mutter aus dem Hintergrund Anweisungen. Sie saßen viele Abende vor dem kleinen Kasten, der Sohn sog früh auch Nachrichten ein.

So sahen sie, wie im Winter 1979, an den Weihnachtsfeiertagen, die Sowjetarmee in ihr Land einmarschierte. Die Soldaten beschlagnahmten Ländereien und verhafteten politische Gegner. Sie verhafteten den Khan von Karuch, Spantas Großvater, sie verhafteten einen seiner Onkel und nahmen sich die Festung und alles Geld.

„Wir hatten alles verloren, von einem Moment auf den nächsten“, sagt Spanta, während er mit Daumen und Zeigefinger ein Stück Pizza aus einem der Kartons löst.

Die Ahnung der Eltern, dass sie Afghanistan so bald nicht wiedersehen würden, wurde zur Gewissheit. In Ankara verstrich das zweite Jahr, das dritte. Aarash Spanta wurde eingeschult und verliebte sich in Özlem, ein Mädchen mit blonden Zöpfen. Allerdings lief das Stipendium des Vaters aus. Aus einem bescheidenen Leben wurde ein Leben in Armut. Der Vater arbeitete in einem Buchladen, seine Familie in Afghanistan besaß nach den Plünderungen der Russen nichts mehr. Die Nachbarn stellten aus Sorge Essen vor die Tür. Und eine Rückkehr schien ferne denn je.

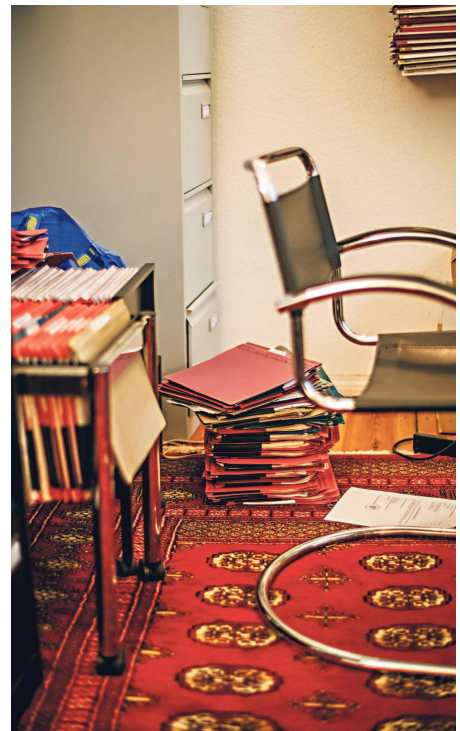
Die Mudschahedin mit ihren Kämpfen verwickelten die sowjetische Armee in verlustreiche Schlachten. Ihr Krieg trieb Millionen Afghanen ins Ausland, viele nach Pakistan und in den Iran. Wer es sich leisten konnte, floh in den Westen. Spantas Vater war kurz davor, den Traum von einem neuen Afghanistan zu opfern. Doch seine Freunde überredeten ihn, etwas anderes zu versuchen.

Im Januar 1982 stieg Aarash Spanta am Frankfurter Flughafen aus einem Flieger. Ein Sechsjähriger, der um seine erste Liebe und seine Freunde trauerte. Seine Eltern hatten ihre Ausweise und Visa im Gepäck, die Bundesregierung betrachtete sie als willkommenen Gäste. In Deutschland lebten zu dieser Zeit etwa 12.000 Afghanen, die ersten waren in den Sechzigerjahren als Kaufleute gekommen. Sie galten, im Kalten Krieg, als Verbündete des Westens im Kampf der Systeme.

Die Spantas wurden von Bekannten aus Aachen abgeholt und an einem Studentenwohnheim abgesetzt. Dort lebten afghanische Studenten, aus der Heimat geflohen wie die Spantas, politisch wie sie, den Kopf voll ähnlicher Vorstellungen.

Das nächste Zuhause, das zweite Kind, eine Tochter. Die Mutter fand eine Arbeit als Pflegerin in einem Altenheim. Der Vater fand eine größere Wohnung und Freunde, Karin, Manfred, Khaled, die im selben Haus lebten. Er schloss sich einer politischen Studentengruppierung an. Seinen Sohn drängte er, schnell die deutsche Sprache zu lernen, inzwischen die dritte. Trotzdem wehte er ihn in die Dialekte und Umgangsregeln der Heimat ein, die für Außenstehende unzugänglich waren wie eine Geheimschrift. Sein Sohn sollte kein Fremder im eigenen Land sein, wenn sie zurückkehrten. Bald, wie er hoffte.

Als die Sowjetarmee 1989 geschlagen abzog, nach zehn Jahren, kämpften erst Mudschahedin gegen Mudschahedin um die Macht, dann Mudschahedin und die Taliban. Der nächste Krieg, Auge um Auge, Jahr um Jahr. Die Heimat, befand Spantas Vater, blieb zu gefährlich für einen Mann, der es mit der Welt hielt und der Freiheit, nicht mit Gottesfurcht und Gehorsam. Also entschied er, dass seine Familie in Aachen bleibt.



Zusammenprall mit der eigenen Herkunft: Akten in der Berliner Kanzlei des Anwalts Aarash Spanta





Rangin Dadfar Spanta auf dem Campus der Aachener Universität, an der er studiert, promoviert und gelehrt hat



„Wünschte, er wäre nicht gegangen“: Hafiza Spanta liegt unter den Händen, die sie und ihren Mann trennten. Sie ist aus Sicherheitsgründen nicht fotografiert worden

FAST 50 JAHRE KRIEG UND UNFRIEDEN. EINE POLITISCHE FAMILIENCHRONIK

1970–1980: 1973 wird der letzte König Afghanistans gestürzt. Im Juni 1975 wird Aarash Spanta in Herat geboren. Kurz danach geht sein Vater, Rangin Dadfar Spanta, als Student (Jura und Politikwissenschaften in Kabul) auch wegen der instabilen politischen Lage als Stipendiat nach **Ankara (Türkei)**. 1978 folgen seine Frau und sein Sohn. Ende 1979 marschieren die Sowjetarmee in Afghanistan ein. Die Kommunisten beschlagnahmen die Ländereien der Spantas und ermorden politische Freunde. Der Krieg wird zehn Jahre dauern.

1980–1990: In der Türkei kommt es zu einem Militärputsch – und in der Folge zu einem Rechtsruck im Land. Anfang 1982 entscheiden die Spantas, nach Aachen zu gehen. Der Vater studiert, die Mutter arbeitet in einem Altenheim. Im Februar 1989 zieht sich die **Sowjetarmee** ge-

schlagen aus Afghanistan zurück. 1992 kollabiert die kommunistische Nachfolgeregierung. Ein **Bürgerkrieg** bricht aus: Erst kämpfen rivalisierende Mutschahedin-Gruppen um die Macht. Später auch die Taliban.

1990–2000: Rangin Dadfar Spanta promoviert an der RWTH Aachen, wird wissenschaftlicher Mitarbeiter, 1993 tritt er den Grünen bei. Eine Rückkehr nach Afghanistan erscheint wegen des Bürgerkriegs **zu gefährlich**. 1996 erobern die Taliban die Hauptstadt Kabul. 1998 beginnt Aarash Spanta ein Studium in Bonn.

2000–2010: Am 11. September 2001 zerstört eine Terrorzelle von al-Qaida das World Trade Center in New York. Die USA schicken Truppen nach Afghanistan. Eine Zeit des Umbruchs beginnt. Der Westen

sichert das Land, es fließt Geld für den Wiederaufbau. Rangin Dadfar Spanta reist nach Afghanistan (2002/2003), um seine Rückkehr vorzubereiten. Sein Sohn zieht nach Berlin. Im Frühjahr 2004 kehrt Vater Spanta nach Afghanistan zurück, seine Familie bleibt in Deutschland. Er lehrt an der Universität Kabul. 2005 wird er Berater für internationale Angelegenheiten von Präsident Hamid Karsai, ein Jahr später **Außenminister**. Dieses Amt hat er bis 2010 inne. Danach ist er nationaler Sicherheitsberater. Sein Sohn studiert ab 2006 Jura an der Freien Universität Berlin.

2010–2020: Im Jahr 2014 wird Präsident Karsai abgewählt. Rangin Dadfar Spanta wird Leiter des Instituts für Strategische Studien und Leiter einer Bildungsstiftung. Kurz später erreicht die **Flüchtlingskrise** in Europa einen Höhe-

punkt. 2016 beantragen 128.000 Afghanen in Deutschland Asyl – mehr als je zuvor oder danach. Aarash Spanta gründet mit einer Journalistin das Poetry Project, bei dem junge Geflüchtete Gedichte schreiben. Es wird später mit dem Else-Lasker-Schüler-Lyrikpreis geehrt.

2021–heute: Nach 20 Jahren zieht der Westen seine letzten Soldaten aus Afghanistan ab. Am 15. August übernehmen die Taliban die Macht. Am Kabuler Flughafen spielen sich **dramatische Szenen** ab. Rangin Dadfar Spanta wird mit einem der letzten Flugzeuge ausgeflogen. Unzählige Afghanen fliehen. In Deutschland beantragen fast 32.000 Asyl, annähernd dreimal so viele wie in den Jahren zuvor. Aarash Spanta sagt, die Zahl der Mandanten in seiner Kanzlei hätte deutlich zugenommen.

2 SOHN UND VATER

Aarash Spanta räumt die leeren Pizzakartons von seinem Wohnzimmertisch und rollt einen Klumpen Tabak zu einer Zigarette auf. Es ist kurz vor Mitternacht geworden. Spanta sagt, seine ersten Jahre in Afghanistan hätten nach Pferden gerochen, die Türkei nach Sonne und dem Staub auf den Straßen, Aachen roch nach Schokolade, wegen der Süßwarenfabriken. Das seien die schönen Erinnerungen. Allerdings hätten die ewigen Kriege und der Plan seines Vaters die Familie heimatlos gemacht.

Der Vater wollte am Aufbau eines neuen Afghanistans mitwirken, daran hielt er fest. Dieser Idee, sagt Spanta, habe der Vater alles untergeordnet. Sein Leben, das seiner Frau und das seiner Kinder.

Spanta sagt, als Teenager habe dann auch er angefangen, sich für Revolutionen zu interessieren. Er gründete mit Freunden eine Rockband, kiffte gelegentlich und stürmte mit einer Gruppe Jungsozialisten eine Vorlesung an der Universität, an der sein Vater inzwischen Politikwissenschaften lehrte. Das System, gegen das er sich auflehnte, war der Vater.

Eine Woche später ist Rangin Dadfar Spanta zu Besuch in Berlin, in der Altbauwohnung seines Sohnes. Sein silbernes Haar hat sich zurückgezogen, seine Füße stecken in festen Pantoffeln. Auch er erzählt von den Fluchten und Entbehrungen, von Jahrzehnten, in denen sich Hoffnungen und Enttäuschungen, Glück und Angst abwechselten. Zwischendurch zückt der Vater sein Handy und wischt mit dem Zeigefinger durch die Fotos und die Jahre, sein Leben als Daumenkinofilm. Rangin Dadfar Spanta sagt, auch er habe seinen Platz im Leben verloren. Vor wenigen Monaten zum zweiten Mal.

Während er an der Universität Aachen unterrichtete und Parteimitglied der Grünen wurde, rissen die Taliban Mitte der Neunzigerjahre Afghanistan an sich und werkten an einem Gottesstaat. Sein Sohn machte das Abitur, begann ein Philosophiestudium in Bonn, brach es ab, ging nach Berlin, ging auf Partys, verlor sich. In der Zwischenzeit griff das Weltgeschehen wieder in das Leben der Familie ein.

Am 11. September 2001 waren in New York zwei Passagierflugzeuge in die Zwillingstürme des World Trade Center gerast, gekapert von zehn Männern, die sich in einem Dschihad mit der westlichen Welt wähten. Aarash Spanta hatte auf einem Sofa in Aachen die Bilder des Anschlags gesehen, unzählige Sondersendungen im Fernsehen, neben ihm hatte seine Schwester gesessen. Osama Bin Laden war der Mann, der die Attentäter und seine Terrororganisation al-Qaida aus den Bergen Afghanistans heraus geführt hatte.

Amerikas Präsident George W. Bush kündigte Vergeltung an, zwei Monate später hatten Truppen der USA Kabul eingenommen. Und Rangin Dadfar Spanta sah den Moment nahen, auf den er mehr als sein halbes Leben lang lauerte. Er ahnte nicht, dass er, seine Frau und seine Kinder zwei weitere Jahrzehnte vor sich haben würden, die an ihnen zehren sollten wie alles bisher.

Eine Laune des Zufalls half Aarash Spanta, inzwischen fast 30, in Berlin zu finden, was er verloren geglaubt hatte. Das Gefühl, etwas anderem anzugehören als einem Familienbund, der wie Nomaden durch die Welt gezogen war und nirgends wirklich sesshaft wurde. Er hatte eine Frau kennengelernt, Israelin, ein Jahr jünger als er. Als sie zum ersten Mal schwanger wurde, fing er an, sein Leben zu ordnen. Er begann ein Jurastudium, versenkte sich in Paragrafen und Kommentierungen, nach dreieinhalb Jahren schloss er es ab und fand seinen Platz in einer Kanzlei. Seine Kollegen dort waren erfahrene Anwälte des Ausländerrechts.

Heute spricht Spanta über das deutsche Rechtswesen wie andere vom Zauber eines Gedichts. Er preist die Logik, die Klarheit von Gedankengängen, manche Jahrhunderte alt, und eine scheinbar unerschütterliche Ordnung. Spanta sagt, sein Beruf sei ihm so etwas wie eine Heimat geworden. Die erste, die er sich selbst aussuchte.

Die Welt der Gerichte, Juristen und Kanzleien erscheint ihm wie ein Zirkel, in dem sich Eingeweichte bewegen, bemüht darum, größtmögliche Gerechtigkeit herzustellen. Spanta sagt, er verstehe die besondere Sprache dieser Welt und ihre Codes wie eine Sprache aus seiner Kindheit. Das Ritual, mit dem er jede Gerichtsverhandlung beginnt, sei Teil dieses Gefühls. Das Anlegen der Robe, der Blick aus dem Fenster, die Konzentration, der Übertritt von der Sphäre des Alltags in die Sphäre des Gerichts. Ein kleines Schauspiel der Selbstvergewisserung.

3 DER KOFFER DES MINISTERS

Am frühen Mittag lässt Rangin Dadfar Spanta die Haustür ins Schloss fallen und tritt in einen Tag hinaus, der klar ist wie Glas. Die Luft klirrt vor Kälte, die Sonne streut helles Licht in die Gassen der Aachener Altstadt. Es ist Dezember 2021, wenige Tage vor Weihnachten. Spanta läuft den Weg, der ihn fast zwei Jahrzehnte lang zu seiner Universität geführt hat. Er läuft über einen Markt, auf dem er seinen Lieblingskäse gekauft hat. Wenn er nachmittags seinen Tee trinkt, in der alten Wohnung, mit der Frau, die er mit 20 geheiratet hat, aus Liebe, könnte es so aussehen, als wäre er bloß aus einem langen Urlaub nach Hause gekommen. Aber Spanta kommt sich vor wie ein Fremder.

Spanta sagt, er verlasse seine Wohnung äußerst selten. Seine alten Sicherheitsleute hätten ihn dazu geraten. Außerdem sind die früheren Studenten und Kollegen weggezogen, auch Freunde. „Ich war gern hier“, Spanta verlangt seinen Schritt, „aber ich bin ein anderer als

damals.“ Sein schmales Gesicht wird hart, der ganze Mann versteint zu einer Statue des Ministers, der er gewesen ist.

An der Südspitze Manhattans war ein Heer von Arbeitern noch damit beschäftigt, die Trümmer der Zwillingstürme und anderer Gebäude zu beseitigen, als die USA und ihre Verbündeten im Herbst 2001 mit der Operation „Enduring Freedom“ begannen. Sie stürzten die Regierung der Taliban, die seit Mitte der Neunzigerjahre herrschte. Die Verbündeten hielten auf dem Petersberg bei Bonn eine internationale Konferenz ab, sie setzten eine Übergangsregierung ein, angeführt von Hamid Karsai als Präsident.

In den kommenden zwei Jahren kehrten mehr als zwei Millionen Afghanen in ihr Land zurück. Im Frühjahr 2004 schien Rangin Dadfar Spanta die Zeit gekommen für sich und seinen Plan. Er war inzwischen Anfang 50, und Deutschland ein Land, dem er viel zu verdanken hatte, aber keines, in dem er unentbehrlich war. Seine Karriere an der Universität hatte er ausgereizt, sein Versuch, sich in den Aachener Stadtrat wählen zu lassen, war knapp gescheitert. Seine Heimat dagegen, so glaubte er, brauchte ihn jetzt.

Er flog zweimal nach Afghanistan, um alles vorzubereiten. Und während die frühen Jahre in der Heimat und der Türkei überwiegend Erzählung und Behauptung sind, kaum überprüfbar, verhält es sich mit der Zeit in Aachen und Kabul anders. Von einer der beiden Reisen des Vaters etwa gibt es einen Dokumentarfilm. „Der Khan kehrt zurück“, zwei Aachener Filmemacher hatten ihn begleitet. Er ist darin ständig von Männern im Dutzend umgeben. Ein Magnet, an dem sich alles ausrichtet wie Eisenfeilspäne.

Anfangs sah es so aus, als erfüllten sich Spantas Hoffnungen schneller als in seinen kühnsten Träumen. Auf einer Konferenz hatte er den ältesten Bruder des Präsidenten Karsai kennengelernt und sich mit ihm angefreundet, der Bruder machte sie miteinander bekannt. Spanta wurde Professor an der Universität von Kabul, wurde Berater des Präsidenten. Im Frühjahr 2006, zwei Jahre nachdem er in eine Wohnung im Zentrum Kabuls gezogen war, wurde er Außenminister Afghanistans. Spanta sagt, dass sein Herz der Wissenschaft gehörte, sein Kopf aber der Politik. Sein Sohn und Weggefährten, die ihn aus dieser Zeit kennen, sagen, dass sein Machthunger kaum zu übersehen war.

Auf seinem Spaziergang durch Aachen und die Vergangenheit erzählt Spanta von Erfüllung in der Politik, von seinen Treffen mit den Staatschefs der Welt. Er saß mit Barack Obama im Oval Office des Weißen Hauses zusammen, mit Angela Merkel im Bundeskanzleramt, mit Wladimir Putin im Kreml. Einen Amtskollegen aus seiner Zeit als Außenminister, Frank-Walter Steinmeier, inzwischen Bundespräsident, nennt Spanta heute einen Freund. Spanta sagt, er besuche ihn manchmal in Berlin. Sein Atem dampft.

Spanta sagt, eine Weile habe er seine gesamte Ministerkorrespondenz auf einer Schreibmaschine selbst tippen müssen. Die junge Demokratie habe nicht genügend qualifizierte Mitarbeiter für den Aufbau einer Verwaltung gehabt. Aber das habe sich nach und nach geändert, wie das ganze Land. An die Universitäten kamen Mädchen, um zu studieren, auf den Straßen tanzten die Leute wieder ihre Volkstänze, Schriftsteller lasen aus ihren Gedichten vor. Und Kabul begann, der Stadt zu ähneln, in der er studiert hatte und deren Zauber einmal die jungen Touristen mit ihren Bullis angezogen hatte.

Seit er Minister war, sah Spanta seine Stadt und sein Land oft durch schussichere Scheiben. Er saß auf der Rückbank eines von drei gepanzerten Landkreuzern, die als Kolonne von Termin zu Termin schossen. Ihre Karosserien waren so weiß wie in Karach die Kuppen der Berge. Spantas Nachbarn waren Minister wie er oder Diplomaten des Westens, die Straßen vor ihren Häusern mit großen Betonblöcken und Stacheldraht gesichert. Wenn er nach Hause kam, erwartete ihn ein Dutzend schwer bewaffneter Wachleute, Männer seines Clans, damit Gegner und Geheimdienste niemanden einschleusen. Seine Frau war in Aachen geblieben. Vorerst, wie sie sich lange Zeit einredeten.

„Es war kein einfaches Leben, aber ich war glücklich“, sagt Spanta. Er ist zurück in der Wohnung, eingesunken in ein schwarzes Ledersofa. Neben ihm sitzt seine Frau, sie verzehrt den Mund. Hafiza Spanta hat einen anderen Blick auf die vergangenen 18 Jahre.

„Wenn ich an Afghanistan denke, muss ich mich weinen“, sagt sie. Die Wände im Flur und der Küche sind voller Fotos, auf einem der Sofas liegen Kissen mit bunten Bezügen, die ihre Mutter ihr vor mehr als 40 Jahren genäht hat. Es sind Erinnerungen an das Land ihrer Kindheit und Jugend. Sie sagt, sie vermisse ihr Land, seine leuchtenden Farben, den Geruch und die Kraft des Windes, das Gefühl von Freiheit. Nur leider geht es dieses Land nicht mehr.

Als ihr Mann seinen Umzug nach Kabul vorbereitete, begleitete sie ihn. Sie fühlte sich in der Festung von Karach schnell zu Hause, draußen nicht immer. An einem Tag mit postkartenneblauem Himmel fuhr sie mit ihrer inzwischen erwachsenen Tochter nach Herat, die Stadt, in der sie geboren wurde und zur Schule ging. Sie parkten das Auto an einem großen Platz im Zentrum, der Platz war ein Wimmelbild. Die Straßen voller Männer, im Auto zwei eben noch selbstbewusste Frauen. Die Mutter zögerte, die Tochter zögerte, sie überlegten. Irgendwann sagte die Mutter, sie traue sich nicht raus. Man kann sich diesen Moment noch ansehen, er ist Teil des Dokumentarfilms.

Afghanistan, sagt Hafiza Spanta in ihrer Wohnung, sei damals kein guter Ort für Frauen gewesen und sei es jetzt erst recht nicht mehr. Es ist



„Höre jeden Tag die Dialekte meiner Kindheit“. Aarash Spanta bei einem Auftritt mit seinem Poetry Project Ende vergangenen Jahres in Berlin

der Grund, warum ihre Mutter und ihre Schwestern in die USA, nach Kanada und Australien ausgewandert sind, nach Schweden, Norwegen und Deutschland. Es erklärt auch, warum sie sich entschieden hat, nicht mit ihrem Mann nach Kabul zu gehen. Während er mit seinem Präsidenten durch die Welt flog, kümmerte sie sich in Aachen um alte Menschen.

„Im Nachhinein wünschte ich, auch er wäre nicht gegangen“, sagt sie. Sie litt unter der Trennung, sie schlief mit der Frage ein, ob sie ihren Mann lebend wiederssehen wird. Zwei oder drei Mal im Jahr besuchte er sie oder sie ihn. Sie sagt, in Aachen sei es schön gewesen, in Kabul schrecklich. Ständig Donnerhall, Explosionen, Sirenengeheul. Als sie einmal vom Flughafen nach Hause kamen, fast ein normales Paar, sei nur wenige Meter von ihnen entfernt eine Bombe detoniert. Sie hasteten zwischen zerfetzten Körpern und abgerissenen Armen hindurch nach Hause.

Manchmal, sagt sie, habe sie ihn nachts angerufen, wund vor Verzweiflung. „Ich kann nicht mehr.“

„Setz dich in das nächste Flugzeug und komm.“

Anfang 2010 machte Karsai einen anderen zum Außenminister. Rangin Dadfar Spanta wurde nationaler Sicherheitsberater und einige Jahre später Generalsekretär einer Stiftung, die sich für Bildung einsetzte. An seinem Leben und dem seiner Frau änderte sich wenig. In Afghanistan das Gefühl der Stolz, einer großen Pflicht nachzukommen, in Deutschland die Sorgen, zwischen Besuche. Es vergingen vier Jahre, dann wurde Hamid Karsai als Präsident abgewählt.

Spätestens da, sagt Rangin Dadfar Spanta, habe sich das Drama abgebahnt, dass die Welt im vergangenen Sommer am Fernseher und im Internet teilweise live verfolgen konnte. Die Amerikaner bauten zwar weiterhin Häuser, Hilfsorganisationen richteten Schulen ein, die Deutschen bildeten Straßenbauer aus und berieteten die afghanische Armee. Doch die Korruption, die Drohen der USA und die Taliban arbeiteten gegen die mühsamen Fortschritte vieler Jahre an. Die Selbstmordattentate nahmen zu, der Westen verlor das Interesse, Afghanen flohen in die Nachbarländer und nach Europa. Auch nach Berlin, wie Spantas Sohn in seiner Kanzlei zu spüren bekam.

Als im vergangenen Frühjahr die Bundeswehr und die Truppen der Nato begannen, ihre Soldaten abzuziehen, stürmten die Taliban Provinz um Provinz. Im August standen sie vor den Toren Kabuls, der letzten Bastion der Freiheit.

Der Tag, der die Mühen seines Lebens ausradierte, sagt Rangin Dadfar Spanta, begann wie so viele andere. Am Morgen des 15. August saß er in seiner Wohnung im Zentrum Kabuls mit einer hochrangigen Delegation aus dem Iran zusammen, um zu beraten, wie ein friedlicher Machtwechsel zu organisieren sei. Danach telefonierte er mit einem Ministerkollegen von früher, mit dem er inzwischen befreundet war, und fuhr zum Haus seines früheren Präsidenten Karsai. Sie waren sich einig, dass es eine Frage der Zeit sei, bis die Taliban auch Kabul eroberten. In ein paar Wochen vermutlich.

Spanta sagt, danach habe er sich kurz hingelegt, um sich auszuruhen. Bald blinkte sein Handy, die Nummer seines Ministerfreundes. Was danach geschah, sei für immer in sein Gedächtnis eingebrannt.

Der Freund sagte, ihr Präsident sei weg, geflohen. Spanta packte einen kleinen schwarzen Koffer, wenig später saß er im Auto des Ministerfreundes und fuhr mit ihm zum Flughafen. Die Straßen waren leer,

die Luft roch nach verbranntem Papier, nach Unterlagen, die hastig vernichtet wurden.

Es war kurz vor vier am Nachmittag, als Spanta am Flughafen eintraf, umgeben von Gedränge, Geschrei, Verzweiflung.

Es war gegen acht Uhr am Abend, als sein Neffe anrief. Die Taliban seien da gewesen und hätten seine Laptops, Speichermedien und Notizbücher mitgenommen. Er schickte Fotos von der Wohnung, die Spanta auf seinem Handy gespeichert hat. Ein aufgesprengter Safe, das Arbeitszimmer wie nach einer Explosion, ein Gewirr aus Farben und Formen.

Am nächsten Mittag stieg Spanta in eine weiße Boeing 777, die die türkische Regierung gechartert hatte, um Diplomaten und Bürger zu evakuieren. Inzwischen hatten sich Bilder der vergangenen Stunden in aller Welt verbreitet, im Fernsehen, im Internet, in Zeitungen. Sie zeigten Männer mit Vollbärten und Turbanen, die sich im Präsidentenpalast um den Schreibtisch des geflohenen Präsidenten scharten und sich mit Handys fotografieren. Eines zeigt, wie sich im Bauch einer Transportmaschine der US Air Force etwa 650 Afghanen zusammenpferchten.

Spanta hatte mehr als 20 Stunden am Flughafen festgesessen. Ein Mann, der mehrere Attentate überlebt hatte und sich fragte, ob er noch einmal davonkommen würde.

Als das Flugzeug startete, saß Spanta in der Businessclass, zweite Reihe links. Er sah, wie hinter den Scheiben die Menschen zu kleinen Punkten wurden und die Universität am Horizont verschwand. Ein Land in Auflösung, sein Leben wie eine von Bomben zerstörte Stadt. Im Gepäckfach über ihm lag sein Koffer. Darin zwei Hemden, eine Anzughose, zwei Unterhemden und Unterhosen, 800 Dollar, die Medikamente gegen seinen Diabetes, sein liebster Füller in einem Etui aus Leder.

4. DAS BERLINER BERMUDADREIECK

Aarash Spanta weht durch das Flurlabyrinth in seiner Kanzlei, weht in sein Büro, auf einem großen Schreibtisch mit Metallbeinen legt er zwei knisternde Papiertüten ab, sein Frühstück. Er verschwindet in der Küche, setzt einen Kaffee auf, stark. Am Vormittag erwartet er drei Mandanten, und oft kommt noch jemand, den er nicht erwartet hat. Der Nachmittag gehört Akten und Füllen, die keinen Aufschub dulden. Es ist Ende Januar dieses Jahres.

Während vor ihm eine Tasse dampft, beginnt Spanta ein Schreiben an das Gericht zu tippen. Das gleichmäßige Klackern seiner Computertastatur reißt ab, wenn er eine Füll aus seinem Elbrot herausbeißt. „Schwieriger Fall“, sagt Spanta. Aber wenn er ehrlich ist, gibt es für ihn kaum einfache.

Als Student hatte er sich vorgestellt, Medienrechtsanwalt zu werden. Er hatte oft genug gehört, dass ein Anwalt, der Medien gegen Prominente vertrat oder umgekehrt, gutes Geld verdienen konnte. Dann aber kam der Sommer 2015. In Syrien führte ein Diktator Krieg gegen sein eigenes Volk, in Afghanistan trieb die Angst vor den Taliban Menschen aus dem Land. Und in Deutschland diskutierten die Politiker und das Volk über wenig sonst so hitzig wie über die Flüchtlingskrise. Aarash Spanta wurde zu einem Spezialisten für Ausländerrecht, Anlaufstelle für Migranten aus Afghanistan.

„Mein Vater war ja ständig im Fernsehen“, sagt Spanta. Er war der Sohn eines wichtigen Politikers, aus Afghanistan wie sie, er sprach ihre Sprache. Er würde schon dafür sorgen, dass sie in Deutschland bleiben dürfen wie er. Anfangs waren es vor allem junge Männer aus den kampfenden Provinzen, die zu ihm kamen. Später waren es auch Frauen und Männer, die Familie hatten. Sie wurden mehr und mehr.

Inzwischen reißt sich Deutschland seit fast sieben Jahren an der Frage auf, wer im Land bleiben darf und wer nicht. Die Bundesregierung hat in ihren Koalitionsvertrag geschrieben, wie sie mit „Integration, Migration, Flucht“ umgehen will. Was sie in die abstrakte Sprache der Bürokratie kleidet, bedeutet für Aarash Spanta einen täglichen Zusammenprall mit sich und seiner Herkunft.

Sein erster Mandant an diesem Morgen ist in den Neunzigerjahren in den Iran geflohen, Afghanistan kennt er nur aus den Erzählungen seiner Eltern.

Der zweite, ein Mann in seinen Vierzigern aus der Nähe von Kundus, hat nach einem Jurastudium für eine Bildungsorganisation gearbeitet, die Demokratie förderte. Er sagt, die Taliban seien in sein Haus gekommen und hätten verlangt, dass er einen Anschlag auf Diener des Staates organisiert.

In der ersten Phase beantragte Spanta ein Abschiebeverbot. Er sagt, er sehe gute Chancen. Im anderen Fall hat ein Gericht entschieden, die Bedrohung durch die Taliban sei nicht konkret, Spanta will es mit einem Folgeantrag versuchen.

Dann stürzt ein Mann Mitte 20 in Spantas Büro. Er stammt aus der Provinz Kapisa, nordöstlich von Kabul. Er sagt, die Taliban hätten kürzlich seinen Bruder ermordet. Der Bruder sei Elektriker gewesen, im Verteidigungsministerium angestellt. Die Taliban hätten ihn in eine andere Stadt geschickt, angeblich wegen eines Auftrags. Dort kam er nie an. Der Vater habe ihn schließlich in einer Schlucht gefunden, der Körper leblos, sein Auto mit unzähligen Einschusslöchern übersät. Der Mann tippt auf seinem Smartphone herum und zeigt Fotos und Filme, die der Vater gemacht habe. Spanta verspricht, alles zu versuchen.

Später sagt er, fast jeden Tag höre er die Dialekte seiner Kindheit, Herati, Kabul, und denke

an seine ersten Geburtstagsfeiern und Hochzeit in Karuch. Zu ihm kämen mittellose Familienväter, Ärztinnen und Geschäftsleute. Er sehe ihre traurigen Gesichter, oft sehe er dann seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester, sich. Heimatlose, auch wenn seine Familie natürlich privilegiert sei wie kein Mandant, alle mit deutschem Pass.

Auch deshalb zieht er in Gerichtssäle, aus deren Teppichen das Muster herausgetreten ist. Erklärt Richtern, dass eine Tazkira das afghanische Ausweisdokument ist und, einmal verloren, nicht so leicht auf einem Amt neu zu besorgen wie in Deutschland. Er stellt Folgeanträge, erhebt Einsprüche, verschafft seinen Mandanten Ausbildungsplätze und Jobs. Er versucht Zeit zu gewinnen, in der sie Fuß fassen und ihre Chancen verbessern können.

So verteidigt Spanta seine Mandanten, zunehmend aber auch sich selbst. Er müht sich, das Chaos anderer zu lichten. Aber er muss aufpassen, nicht selbst die Ordnung zu verlieren, die er seinem Leben gegeben hat.

Spanta sagt, es sei sehr schwierig, Afghanen in aller Kürze zu erklären, wie Deutschland funktioniert. Der Staat, das Rechtssystem, das Leben. Manchmal verstehe er es selbst nicht mehr. Wenn er abends seine Kanzlei verlässt, sieht er auf der anderen Straßenseite oft noch Licht in der Parteizentrale der SPD. Das Kanzleramt ist nah, das Auswärtige Amt nicht weit. Wenn man die drei Gebäude auf einem Stadtplan mit Linien verbindet, entsteht ein Dreieck. Und wenn man es mit den Augen von Aarash Spanta betrachtet, dann ist es ein Bermudadreieck, in dem ein Stück deutscher Politik und Identität verschwunden ist.

Nun bängen ein paar Tausend Afghanen, die Deutschland als Fahrer, Übersetzer oder Mittelsmänner gedient haben, ob die Bundesregierung sie vor der Rache der Taliban schützen und ausfliegen lässt. In Berlin und dem Rest des Landes warten Richter und Gerichte auf Orientierung. Darauf, ob die Bundesrepublik die Taliban als Regierung Afghanistans anerkennt und was das für die Menschen dort bedeutet.

Spanta sagt, es falle ihm schwer, einen Vorschuss zu verlangen und manchmal auch die Preise, die die Gebührenordnung vorschreibe. Viele Mandanten schuldeten ihm noch Geld. Und wenn er die Nachrichten aus Afghanistan verfolgt, denkt er, dass sich so schnell nichts ändern wird. „Taliban töten Ortskräfte“, „Taliban untersagen Frauen den Zugang zu Badehäusern“, „Taliban nehmen Regimekritiker fest“. So und so ähnlich gehen seit Wochen die Schlagzeilen. Der Beruf eines Anwalts für Ausländerrecht kann dem eines Politikers sehr ähnlich werden.

Spantas Vater sucht nun in Aachen nach einem Weg, Afghanistan noch einmal wiederzusehen. Er sagt, er werde dort wahrscheinlich nicht mehr leben können, aber er wolle wenigstens dort sterben, wo seine Eltern begraben sind.

Seine Mutter würde gern nach Berlin ziehen, um ihm, dem Sohn, und den Enkeln näher zu sein. Sie hofft, dass sie ihren Mann und ihre Tochter überzeugen kann.

Aarash Spanta lehrt jetzt einmal in der Woche an einer Hochschule in Berlin, er hat ein Projekt für junge Flüchtlinge gegründet, sie schreiben persische Gedichte. Er versucht der Vater zu sein, den er lange vermisst hat.

■ **Die Recherche:** Die Autoren haben den Anwalt Aarash Spanta mehrere Monate durch seinen Alltag begleitet, seine Eltern in Aachen besucht. Sie haben Wegegefährten interviewt, die Sohn oder Vater kennen, auch aus Afghanistan. Zudem haben sie mit Anwälten, Politologen, Afghanistan-Beobachtern und Mitgliedern afghanischer Vereine gesprochen und Dokumente, Fotos und Filmmaterial herangezogen, um Schilderungen und Einschätzungen zu überprüfen.

„Jeder EINZELNE Fall ist ein Verbrechen“

Sechs Monate Taliban-Herrschaft in Afghanistan: Experte Thomas Ruttig über die Not im Land – und politische Fehler

WELT AM SONNTAG: Afghanistan gilt nun als einer der weltweit schlimmsten Krisenherde. Armut, Dürre, Corona. Mehr als 20 Millionen Afghanen brauchen humanitäre Hilfe.

THOMAS RUTTIG: Laut UN und Weltbank werden Mitte des Jahres 98 Prozent der Bevölkerung Afghanistans unterhalb der Armutsgrenze leben, wenn nicht bald massive Hilfe eintrifft. Es betrifft also alle. Auch die im Entstehen begriffene Mittelschicht. Menschen, die für die Regierung, NGOs oder Botschaften gearbeitet haben. Die afghanische Wirtschaft war zu großen Teilen eine künstliche Wirtschaft, abhängig von ausländischen Zuwendungen. Das ist alles weggebrochen.

Sind die Taliban in der Lage, die Probleme zu lösen?

Sechs Monate sind sie nun an der Macht. Vieles deutet darauf hin, dass sie dazu nicht in der Lage sind. Die Taliban haben durch ihre Drohungen und die teils tödlichen Übergriffe die Leute verprellt. Viele flohen. Andere wollen aus Angst nicht mit den Taliban zusammenarbeiten, verstecken sich. Den Taliban fehlen dadurch ausgebildete Arbeitskräfte in der Verwaltung, im Bildungs- und Gesundheitswesen. Es fehlen Frauen, die sie von der Arbeit ausschlossen.

In den vergangenen Monaten wurden laut UN mehr als 100 frühere Regierungsmitarbeiter und Helfer getötet.

Jeder einzelne Fall ist ein Verbrechen und sorgt dafür, dass sich in diesen Gruppen niemand sicher fühlen kann. Aber man muss auch analysieren, dass die Taliban nicht Tausende umbringen oder Millionen in Lager stecken. Ich bin kein Taliban-Apologet. Ich plädiere nur für einen differenzierten Blick auf sie.

Thomas Ruttig
Afghanistan-Experte



Thomas Ruttig, 64, Diplom-Regionalwissenschaftler, arbeitet seit 1980 zu Afghanistan, er lebte dort mehr als zehn Jahre. Zu DDR-Zeiten war er Afghanistan-Referent, später u.a. Mitarbeiter einer UN-Mission. Er gründete die Denkfabrik Afghanistan Analysts Network mit, lebt im Umland Berlins und gilt als einer der renommiertesten deutschen Afghanistan-Experten.

Sie sagen, die Übergriffe sind die Taten Einzelner – was ist der Grund?

Die Taliban waren in den letzten Jahren lokal organisiert, hatten ein hohes Maß an Autonomie. Das legt man so schnell nicht ab. Zudem: Viele der jungen Taliban-Kämpfer haben im Krieg Väter oder ältere Brüder verloren. Sie wollen sich rächen. Für die Taliban-Regierung ist das schwer zu kontrollieren. Wenn sie legitim sein will, muss sie aber genau das tun. Je länger sie wartet, desto mehr erhärtet sich der Eindruck, dass sie es nicht kann oder will.

Welchen Rückhalt haben die Taliban?

Es gibt keine zuverlässigen Umfragen. Ich würde aber davon ausgehen, dass weniger als zehn Prozent der Afghanen die Taliban wirklich politisch und ideologisch unterstützen. Ein weitaus größerer Teil der Bevölkerung hat nach Jahren des Krieges einfach die Nase voll und ist bereit, sich mit jeder Regierung zu arrangieren, die dafür sorgt, dass der Krieg aufhört. Vor allem in den Landgebieten. Die Menschen dort haben am stärksten unter den Bombardements und Drohungen der westlichen und afghanischen Armee gelitten. Das haben unsere Regierungen immer unterschätzt: Wie viele Menschen man mit dieser Art der Kriegsführung in die Arme der Taliban treibt.

Was war der größte Fehler des Westens?

Der Westen ist dabei gescheitert, über eine Fassade hinaus halbwegs stabile und verlässliche demokratische Institutionen in Afghanistan zu schaffen. Die Menschen hatten nur die Wahl zwischen der alten, korrupten Regierung und den Taliban. Weitere Möglichkeiten, politisch wirklich Einfluss auszuüben, existierten nicht.

Wie soll die Bundesregierung jetzt mit den Taliban umgehen?

Man muss mit ihnen sprechen, um die akute humanitäre Krise zu lösen, aber ohne eine politische Anerkennung daran zu knüpfen. Wichtig ist vor allem, dass unsere Regierungen jetzt die afghanische Zivilgesellschaft systematisch in Gespräche einbinden. Norwegen hat damit begonnen.

INTERVIEW: SASCHA LÜBBE



WENN ICH AN
AFGHANISTAN
DENKE, MUSS
ICH WEINEN

HAFIZA SPANTA
Mutter



Erinnerung an eine dramatische Flucht: Füllertui von Rangin Dadfar Spanta